

6.7 Entscheidung

Die Entscheidung ist ein Prozessparameter der religiösen Aneignung. Sie fungiert als Orientierungsrahmen zwischen einer Phase des religiösen Selbstbewusstseins und einer Phase der Bejahung der religiösen Identifikation. Führen insbesondere die Aneignungssituationen, die sich im Prozess als Situationen der Verbindung, der Unterscheidung oder der Aushandlung klassifizieren lassen, in ein Bewusstsein über die eigene religiöse Positionalität und damit in ein religiöses Selbstbewusstsein, so stellt die Bejahung der eigenen Religiosität und ihrer Ausprägung einen davon unterscheidbaren Entwicklungsschritt dar. Dieser ergibt sich aus der vorangegangenen Entwicklung allerdings nicht zwingend. Auch ist Entschiedenheit nicht notwendigerweise daran gebunden, dass sich das Aneignungssubjekt der Bejahung der eigenen Religiosität bewusst ist. Eine Bejahung des je Eigenen kann auch unbewusst auf atheoretischer Ebene erfolgen. Solche atheoretischen Komponenten von Entschiedenheit werden vor allem in den narrativen Biografiearten erkennbar, finden sich aber als solche auch in den Erzähltexten als Kernelemente des individuellen Glaubens und der religiösen Entwicklung. In der Zusammenschau von Bild- und Textebene zeigt sich zudem, dass Entscheidungsmarker, die auf der Bildebene durch die selektive Darstellung der eigenen Person gegeben sind, in der Textebene weitestgehend eine Entsprechung in Situationen finden, die explizit als Entscheidungssituationen erinnert werden. Ein Mehr von Erkenntnis liefern die Erzähltexte schließlich dahingehend, dass zwei Leitfragen, die das Interview beschließen, darauf abzielen, Anhaltspunkte dafür zu erhalten, inwiefern der Aneignungsprozess als abgeschlossen betrachtet wird und welche Folgen er für die weitere religiöse Praxis des jeweiligen Subjekts hat. An dieser Stelle wird deutlich, dass Entscheidung nicht als Endpunkt eines Aneignungsprozesses zu verstehen ist, sondern als Prozessparameter, der beispielsweise in der Zukunft liegende Verbindungen, Unterscheidungen und Aushandlungen orientiert: Entscheidung orientiert (möglicherweise linearisierend) den Entwurf einer religiösen Biografie und Zukunft.

6.7.1 Entscheidung am Bildmaterial

Entscheidung schlägt sich auf Zeichenebene in zweifacher Weise nieder: erstens in Form einer dezidierten verbalen Markierung als Entscheidung oder als freiwillig vollzogener Schritt, an dem die Bejahung von Haltungen sichtbar wird. Und zweitens zeigt sich Entscheidung in Form einer selektiven Bezugnahme auf das Selbst im Kartenmaterial. Dass diese Bezugnahme selektiver Art ist, sich also nicht auf alle, sondern nur auf einzelne Zeichenobjekte bezieht, ist dabei wichtig, weil nämlich in Fällen, in denen jede Aneignungsstation mit einer Selbstthematisierung einhergeht, beispielsweise im Fall von Tanja, kein Anlass zu der Annahme besteht, dass ein Ereignis die Person in einer besonderen Intensität bindet. Es verbleibt in diesen Fällen im Bereich des Spekultativen, inwiefern ein Erleben als Entschiedenheit qualifiziert wird.

6.7.1.1 Haltungen

Verbale Markierungen von Entschiedenheit finden sich in den biografischen Karten von Madeleine und Cecilia – in dieser Form treten sie besonders augenscheinlich zu Tage. Während Madeleine den Eintritt in die Gruppe der Ministrant:innen als »frei-

willig« ausweist (Schriftelemente E11 und E12), schreibt Cecilia in Zusammenhang mit der Firmung in die Karte »eigene Entscheidung Ministrant zu werden« (Schriftelement E1). Der einzige Unterschied der Entscheidungsartikulation zu dem Dienst als Ministrant:in besteht in dem Zeitpunkt der Entscheidung. In beiden Fällen ist es jedoch der Empfang eines Sakraments, der in die Entscheidung für einen Dienst in der Kirche führt. Dieses Phänomen lässt sich auf Textebene noch weitaus öfter belegen, schlägt sich im Kartenmaterial aber nur in den gegebenen zwei Fällen nieder.

Sowohl in Madeleines als auch in Cecílias Karte wird noch eine weitere Form von Entschiedenheit sichtbar: Beide vermitteln ebenfalls anhand von Schriftelementen eine Haltung und machen dadurch eine Bewusstheit und einen Anspruch gegenüber dieser Haltung explizit, was als Entschiedenheit verstanden und gewertet werden kann. Madeleine propagiert am linken oberen Bildrand nicht nur, dass sie Jugendlichen zeigen möchte, dass Kirche auch ein Ort für Jugendliche sein kann, sondern darüber hinaus, dass sie auch in Zukunft in der Kirche aktiv sein möchte (Schriftelemente E1 und E2). Cecilia betitelt die Abbildung einer Ministrant:innen-Albe mit dem Ausruf »Wir sind wichtig!« (Schriftelement E4). An Madeleines Beschriftung wird deutlich: Sie sieht sich als Kirchenmitglied in einer aktiven Rolle und findet darin eine Aufgabe, der sie weiterhin nachgehen möchte. In Cecílias Fall markiert der Ausruf weniger explizit, dass sie gegenüber dem Ministrant:in-Sein eine Entscheidung getroffen hat. In erster Linie betont sie, dass der Dienst an sich, ihr Dienst, ihre Rolle, wichtig ist. Damit geht aber offenbar eine Bejahung der eigenen Aktivität in dieser Rolle einher und eine solche Bejahung und Identifikation wird als von dem Prozessparameter Entscheidung orientiert gelesen. In einer noch impliziteren Form kommt Entschiedenheit als nach außen vermittelte Haltung in der Karte von Jessica zum Ausdruck. In der Bildmitte und im rechten unteren Bildviertel zeigt sich eine Thematik als besonders fokussiert: die der friedlichen Koexistenz von Menschen und der gemeinschaftsstiftenden Kraft von Religionen zu der der in Rot und in der Bildmitte zentral gesetzte »allumfassende Religionsunterricht« (Schriftelement E2) beitragen soll.

Deutlich wird hier: Für Jessica ist eine religiöse Haltung der Akzeptanz und Toleranz ein bedeutsames Thema. Ein Großteil ihrer Reflexion und ihrer Darstellungen in der Karte bezieht sich auf diese Thematik. Sie ist sich ihrer Haltung bewusst und weiß auch darum, dass nicht alle Menschen ein ähnlich offenes Verständnis von Religiosität pflegen oder die friedliche Koexistenz der Religionen nicht als bedeutsamen Gegenstand ihrer Religiosität ansehen. Die Bewusstheit und Entschiedenheit, mit denen Jessica ihrer Haltung Ausdruck verleiht, können als Indikator dafür dienen, dass sie sich mehr oder weniger bewusst dafür entschieden hat, ihre Religiosität in einer Form auszuleben, die andere nicht ausschließt, sondern das Erreichen

eines gleichberechtigten Miteinanders ermöglicht. Damit ist ein zentraler Aspekt in Zusammenhang mit Entscheidungen markiert: Entschiedenheit geht nicht zwangsläufig mit einer bewussten Aneignung einher, sondern kann sich auch darin nieder-

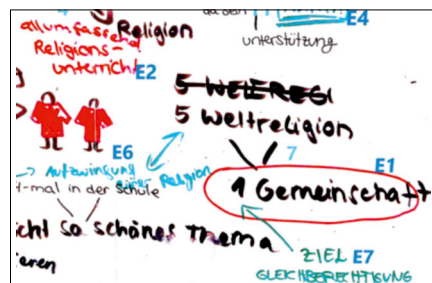


Abb. 46: Thematische Schwerpunktsetzung: Toleranz [Jessica]

schlagen, dass eine möglicherweise unbewusst erworbene Haltung bewusst und reflektiert Bejahung findet, wie sie beispielsweise in der Ausrichtung von Religiosität auf Frieden und Gemeinschaft bei Jessica gegeben ist.

6.7.1.2 Selbsterleben

Wie eingangs erwähnt, wird Entscheidung in den Karten darüber hinaus auch an Darstellungen des Selbsterlebens erkennbar, sofern diese in einer biografischen Karte die Ausnahme gegenüber anderen Zeichen- und Schriftelementen darstellen und auf diese Weise die Bedeutung der Eigenwahrnehmung betonen. Entschiedenheit wird in dieser Form in den Karten von Annika, Benjamin, Leni, Samuel und Vincent sichtbar.

In Annikas Karte ist es die spätere Eintragung von Emotionen an den verschiedenen Glaubensstationen, die Entscheidung in Zusammenhang mit der Firmung erkennbar macht. »Überzeugung« ist der einzige Begriff, der nachträglich Ergänzung findet und keine Emotion darstellt, sondern laut Duden als Meinung besteht, die sich jemand, in diesem Fall Annika, gebildet hat. Nicht nur die Unterschiedenheit der Wortform, sondern auch die inhaltliche Bedeutung des Wortes verweist darauf, dass Annika mit der Firmung einen Akt der Entschiedenheit verbindet. Die Firmung wird für sie zu einem Ereignis, bei dem sie ihrer Glaubensüberzeugung Ausdruck verleiht.

Auch in Samuels Karte ist die Firmung als Entschiedenheitsmoment dargestellt. Zwar präsentiert sich Samuel auch in allen anderen Zusammenhängen zeichnerisch selbst, die Abbildung mit Bezug zu der eigenen Firmung weist aber insofern eine Besonderheit auf, als dass sich Samuel hier in einer Reflexion befindlich darstellt. Die reflexive Haltung wird in Form von Gedankenblasen abgebildet und allein der Pfeil zwischen der Taube und dem Kreuz lässt erkennen, dass von der Firmung etwas ausgeht, dass aus ihr etwas folgt und dass sich Samuel dieser Kausalität bewusst ist. Dass diese Reflexion zum Zeitpunkt der Firmung zeichnerischen Ausdruck erfährt, lässt auch hier auf Entschiedenheit schließen.

Schließlich verweist auch Lenis Karte auf einen Moment von Entschiedenheit in Bezug auf die Firmung. Sie wählt als Symbol für die Firmung ein Kreuz, das sie im Rahmen der Firmvorbereitung selbst gestaltet. Die einzige Form der expliziten Selbstthematisierung in der Karte besteht hier in der Abbildung des Kreuzes, in seiner tatsächlichen Ausgestaltung: mit vollem Namen (Vornamen abgekürzt, Familienname

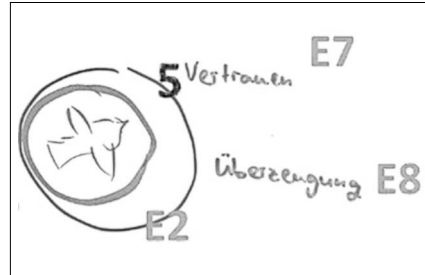


Abb. 47: Überzeugung im Zusammenhang mit der Firmung [Annika]

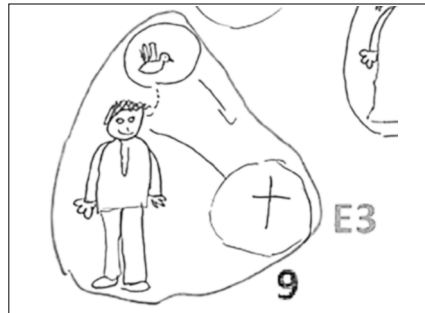


Abb. 48: Reflexion der eigenen Entschiedenheit im Zusammenhang mit der Firmung [Samuel]

ausgeschrieben) und Geburtsdatum. Leni knüpft ihr eigenes Leben im Rahmen der Firmvorbereitung an die Realität des Kreuzes, sie gestaltet es nicht in irgendeiner Form kreativ, sondern erhebt es durch Namensnennung zu ihrem Gegenstand. Sie trägt sich in den Gegenstand ein, der den Glauben an Jesus Christus wie kein anderer symbolisiert. Es ist davon auszugehen, dass das Kreuz als Erinnerungsanker an die Firmvorbereitung und an die in diesem Rahmen vollzogene Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben fungiert. Die Eintragung des Selbst und die Firmung, auf die sie verweist, kommen einer persönlichen Bejahung oder einem Bekenntnis gleich, dem Glauben im eigenen Leben Raum zu geben.

Auf Textebene zeigt sich, wie intensiv diese Entscheidung von Jessica erlebt wird.

In den Karten von Benjamin und Vincent ist die Darstellung von Selbstwahrnehmung nicht an den Gegenstand der Firmung gebunden. In Vincents Fall findet eine Selbstthematisierung in Bezug auf die Rolle als Ministrant Eingang in die Zeichnung. Diese Selbstdarstellung ist darüber hinaus eines von zwei Zeichenelementen, das als in der eigenen Entwicklung besonders bedeutsam Markierung findet. Sich in der Rolle selbst zu sehen, sie anzunehmen und in ihr über einen längeren Zeitraum zu verbleiben, kann als reflexive und bewusste Bejahung der Rollenübernahme und damit als Entscheidung gewertet werden.

In Benjamins Fall ist es schließlich die Fortführung der Erzählung und der kirchlich gebundenen Biografie über den Zweifel hinaus, in der Entschiedenheit aufscheint. Benjamin stellt den Zweifel als Geschehen dar, das ganz auf ihn selbst bezogen ist. Im Gegensatz zu den meisten anderen Zeichenelementen ist er hier als Einzelperson dargestellt. Dass diese intensive selbstbezogene Auseinandersetzung mit der Kritik an der Kirche in einer Fortführung seiner Aktivität und in der ergänzenden Fortschreibung der Karte mündet, ist damit ebenso Ausweis von Entschiedenheit. Ganz allgemein lässt sich darüber hinaus feststellen, dass Karten, die einer Linearisierung durch Fortschreibung, Steigerung oder durch Vertiefung folgen ein gewisses Maß an Entschiedenheit nahelegen – dies aber im Gegensatz zu den hier dargestellten Formen von Entschiedenheit in einer unbewussten und eher unreflektierten Weise. Karten des Typs Linearisierung durch Steigerung sind auf ein höheres Ziel hin angelegt und die möglicherweise unterbewusste Zieldefinition erfordert die Bejahung einer bestimmten Form von Religiosität oder eines bestimmten Gehalts. Karten des Typs Linearisierung durch Fortschreibung sehen die religiöse Entwicklung als offenen Prozess, der hinsichtlich seiner Spurung einen Ausweis von Entschiedenheit liefert. Karten, die linearisierend als Vertiefung angelegt sind, setzen in der Anlage als Vertiefung von Religion selbige als Gegenstand voraus, der Bejahung erfährt.

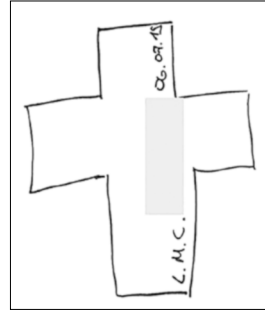


Abb. 49: Eintragung des Selbst in den Glauben [Leni]

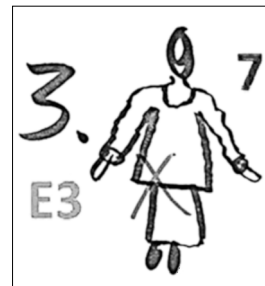


Abb. 50: Identifikation mit der Rolle als Ministrant [Vincent]

6.7.2 Entscheidung am Textmaterial

An der Ausführung zu Entscheidung am Bildmaterial wird deutlich, dass Entschiedenheit auch in einer unbewussten Form Eingang in die Interviews findet. Wie bereits dargestellt, ist Entschiedenheit nicht immer von Reflexionen und dezidierten Entscheidungsmomenten begleitet. In diesem Kapitel sollen daher zunächst genau solche Glaubensgehalte in den Blick genommen werden, die sich gegenüber Aushandlungsprozessen als resistent erweisen und von den Jugendlichen sprachlich als Überzeugungen markiert sind. Sie werden als Kernelemente ihres Glaubens gefasst und können als stabile und konstitutiv bejahte Gegenstände angesehen werden, die mit der religiösen Identität eng verflochten sind. Darüber hinaus werden Entscheidungsmomente und die ihnen zugrunde liegenden Orientierungsschemata vorgestellt, die in den Interviews dezidiert als solche ausgewiesen sind, und schließlich wird anhand der Beurteilung der elterlichen Taufentscheidung und anhand der Vorstellungen über die eigene religiöse Zukunft herausgearbeitet, inwiefern Entschiedenheit gegeben ist und wie sie die Reflexion und das zukünftige Handeln orientiert.

6.7.2.1 Kernelemente des Glaubens

Die Gehalte, die sich in den Interviews als Kernelemente des Glaubens ausmachen lassen, beziehen sich auf die Unhinterfragbarkeit der Existenz Gottes, auf Eigenschaften, die Gott zugeschrieben werden, und auf die Vorstellung von einem Leben nach dem Tod. Die betreffenden Gehalte finden als Kernelemente Markierung, indem sie mit Adverbien und Adjektiven in Verbindung stehen, die sie als besonders stabil ausweisen.

Annika spricht beispielsweise davon, dass das Dasein Gottes und Jesu »absolut selbstverständlich« sei oder dass es für sie durch die Taufe »einfach festgelegt« sei, dass es Gott gebe und diese Festlegung jeden Zweifel entbehre (vgl. Interviewtext Annika, 38; 410). In anderen Interviews werden in ähnlicher Form nicht die Existenz Gottes, sondern Facetten des Gottesbildes als Kernelemente erkennbar. Einige dieser Kernelemente sind bereits im Zuge der bisherigen Kapitel zur Sprache gekommen, sie werden hier dennoch mit aufgeführt, um einen möglichst umfassenden Blick auf Gehalte zu ermöglichen, die für die Jugendlichen glaubensrelevant und in den eigenen Glauben fest integriert sind.

So ist Cecilia nicht nur der Überzeugung, dass Gott nur das tue, was er für richtig halte – eine Überzeugung, die ihr die Überwindung ihrer Ängste und Verbindung ermöglicht (vgl. Interviewtext Cecilia, 320f.). Sie stellt auch nicht in Frage, dass Gott die Menschen liebt, was allerdings nicht bedeutet, dass sie diese Liebe für eine Selbstverständlichkeit hält:

Ok (-), also ich finde es immer wieder krass (-), wenn ich darüber nachdenke, dass Jesus wirklich für uns gestorben ist. Also das ist für mich so der ultimative Beweis, dass Gott uns geliebt hat (-), dass er seinen eigenen Sohn geopfert hat und auch Jesus. Darüber denke ich oft nach, warum er das gemacht hat, wie schlimm das für ihn gewesen sein muss. (-) Und (-) wie er das aushalten konnte so (-) nur für uns, so dass wir dann halt auch in den Himmel eingehen können. Darüber denke ich oft nach (Interviewtext Cecilia, 335–340).

In anderen Interviews kommt wiederholt zum Tragen, dass Gott immer da ist (vgl. Interviewtext Tanja, 413 f.; Interviewtext Tim, 553 ff.), dass er jemand ist, dem man

vertrauen kann (vgl. Interviewtext Karoline 326–328; Interviewtext Tim, 553 f.) und der gut ist (vgl. Interviewtext Tanja, 430ff.). Neben Aussagen über die Existenz und die Eigenart Gottes sind es Aussagen über das Leben nach dem Tod, die als unverrückbare Gewissheiten markiert sind und in diesem Sinne Kernelemente des Glaubens darstellen. Annika formuliert in Bezug auf ihren verstorbenen Opa ohne jeden Zweifel:

Ähm (-) und, ja, dass das hat für mich auch noch einmal viel mit Glauben bedeutet (-). Auch, weil ich gemerkt habe, das ist für mich (-) absolut klar war (-) er ist nicht weg. Er ist noch irgendwo. (-). Ähm, und es ist auch nicht so ein. (-) Es war dadurch (-), durch den Glauben irgendwie für mich klar, es ist kein Abschied für immer (Interviewtext Annika, 65–68).

Und Madeleine geht von einer ähnlichen Wirklichkeit aus, wenn sie über den Verbleib ihrer Oma nachdenkt:

Und (-) aber es hat mir dann schon ein bisschen Trost gegeben, dass ich weiß, okay, sie ist (-) in guten Händen, also sie ist (-) von Gott eben behütet. Und (-), also es ist, sozusagen (-), sie ist nicht für immer weg und es ist nicht ins Ungewisse. Also schon (-) auf der einen Seite ins Ungewisse, weil ja noch niemand von uns (-) das erlebt hat. Aber sie ist nicht für immer von der Bildfläche verschwunden, sozusagen (Interviewtext Madeleine, 226–230).

An den Gehalten, die als Kernelemente des Glaubens fungieren, zeigt sich, was für die Jugendlichen in ihrem persönlichen Glauben bedeutsam ist, worauf sich ihr Glaube im Wesentlichen bezieht und wofür sie ihn »brauchen«. Gott und Jesus sind für sie liebende Wesen, die sie auf ihrem Lebensweg begleiten und in allen Lebenslagen vorbehaltlos für sie da sind. Und in der Konfrontation mit dem Tod ermöglicht der Glaube ihnen die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Diese Hoffnung, die Annika und Madeleine als Gewissheit pflegen, erleichtert den Umgang mit dem Tod. So essenziell die Gehalte »personale Gottesbeziehung« und »Leben nach dem Tod« für den christlichen Glauben sind, so bedeutsam sind sie auch für die Jugendlichen. Vieles andere scheint hingegen für sie verhandelbar zu sein, mitunter auch die Form, wie sich ein Weiterleben nach dem Tod gestaltet (vgl. Interviewtext Jessica, 367–397).

6.7.2.2 Entscheidungssituationen

Neben Kernelementen des Glaubens, die eine Entschiedenheit in Bezug auf Glaubensinhalte abbilden, kommen in den Interviews auch vielfach Situationen des Sich-Entscheidens zur Sprache. Solche Momente beziehen sich überwiegend auf den Beitritt zu der Gruppe der Ministrant:innen und auf die Teilnahme an der Firmung, aber beispielsweise auch auf den Verbleib in der Kirche und die Übernahme von neuen Ämtern, wie des Oberministrant:innenamtes. Momente, die als Entscheidungsmomente erinnert werden, eröffnen einen interessanten Einblick in die zugrunde liegenden Orientierungsschemata. Vielfach orientiert sich Entscheidung an dem Ausdruck von Zugehörigkeit zu Kirche. Darüber hinaus sind Entscheidungen auch als sozial motivierte Selbstverpflichtungen orientiert und an dem Bewusstsein, dass eine religiöse Praxis eines Ortes bedarf.

Entscheidungen, die als Ausdruck einer willentlichen Zugehörigkeit zu Kirche verstanden werden wollen, bestehen vor allem in Zusammenhang mit der Firmung. Annika sieht in ihr den Anlass für eine Entscheidung über den weiteren Verbleib in der

Kirche. Dies legt eine vorhergehende auch kritische Auseinandersetzung mit Kirche nahe.

Dann die Firmung hat schon auch (-), ja, war auch wieder dieses Vertrauen da [Zeichenelement E7]. [Mhm.] Und (-) diese Überzeugung (-), da passiert gerade etwas. Ähm (-), und (-) es war natürlich auch irgendwie (-) so ein bisschen in die Richtung verantwortungsbewusst werden, sich selber ganz bewusst entscheiden: Ja, man möchte weiterhin (-) Teil der Kirche sein, (-) ja, ich glaube so (Interviewtext Annika, 380–383).

Madeleine äußert Entschiedenheit darüber hinaus auch in Bezug auf die Erstkommunion. Für sie scheint das persönliche Bekenntnis zum Glauben und zur Kirche jeweils der Hauptaspekt zu sein, unter dem die sakramentalen Feste stehen.

Also am Tag der Erstkommunion weiß ich auf jeden Fall, dass ich (-) natürlich aufgeregt war, auch (-), weil es ist, sozusagen der erste (-), das erste Mal, dass man sich wirklich selbst (-) entschieden hat (-), bewusst auch (-) in der Kirche verankert zu sein, weil bei der Taufe waren es ja die Eltern, die das übernommen haben. Und so hatte man halt wirklich das erste Mal selber das Gefühl, ›ok, ich gehe jetzt diesen Schritt. Das ist eine große Entscheidung, ähm (-), die ich so gewählt habe. Und (-) ja, also das (-) hat mich schon begleitet, dass ich (-) stolz auch wahr, dass ich mich entschieden habe (-), eben Teil (-) der Kirche zu sein. Und vor der Firmung (-) war es (-) eigentlich (-) ähnlich, weil das hat ja noch mal ein bisschen mehr bestärkt, dass man eben zur Kirche gehört. Und, ähm, ja, für mich waren halt beide (-) Ereignisse nicht, weil ich sage wollte ›ok, jetzt, damit ich es abgehakt habe, sondern für mich war das auch so ›ja, ok (-), ähm (-), ich zeige jetzt, dass ich wirklich zu dem Glauben auch gehöre und dass ich auch wirklich (-) Teil (-) sein möchte. Und (-) es war halt wirklich für mich, also eine bewusste Entscheidung, dass ich mich entschieden habe. Und das (-). [Mhm.] Ja. (Interviewtext Madeleine, 251–262).

Ein Orientierungsschema, das die Bekenntnisse beeinflusst, besteht in der Abgrenzung von einem übernommenen Glauben durch eine selbstverantwortete und bewusste Entscheidung für den Glauben und die Kirche bereits im Grundschulalter und in einem reiferen und umfassenderen Sinn im Jugendalter. Auch zeigt sich orientierend die Abgrenzung gegenüber anderen Kindern und Jugendlichen, die die Sakramente nur empfangen, um das »abgehakt« zu haben. Madeleine sieht demzufolge ihren Glauben und ihr Bekenntnis zur Kirche als Merkmal ihrer Persönlichkeit, das sie von anderen unterscheidet – Glaube und Kirchenzugehörigkeit sind für sie identitätsstiftend. Das spiegelt sich auch darin wider, dass Madeleine die Öffentlichkeit ihres Bekenntnisses bedeutsam ist.

In anderer Form rekurriert Samuel auf seine Firmung. Sie geht bei ihm mit dem Beginn der Praxis als Ministrant einher.

Genau, und dann kam so meine Firmung [Zeichenelement 9]. Ähm (-) des würde ich sagen, es war so (-) des wo ich dann auch erst Ministrant geworden bin. Ich bin ja erst so zur Firmung Ministrant geworden. (-) Und da habe ich mich dann irgendwo selbst dafür entschieden, so, dass ich da jetztat noch mehr machen will als jetztat nur Kirchenchor, sondern, dass ich auch (-) hier gern, in der ähm (-) Pfarrei halt mithelfen würde, genau. Und dann. Ich kann. Ich habe mir einfach gedacht, eigentlich habe ich keine Zeit, weil ich noch zwei Sportarten mach, Geige spiel, und, aber

dann hab ich mir gedacht, irgendwie krieg ich das schon unter. Und dann (-) hat's irgendwie rein-gepasst, ja. Und seitdem mach ich's. (-) Genau (Interviewtet Samuel, 125–132).

Es zeigt sich, dass die Entscheidung zur Firmung einer Entscheidung zu einer gemeindlichen Praxis gleichkommt. An anderer Stelle spricht Samuel davon, dass er bis zu dem Zeitpunkt seiner Firmung viel gelernt habe und die Firmung den Lernprozess durch eine Entscheidung im Wesentlichen zum Abschluss bringe (vgl. Interviewtext Samuel, 364–368). Hier wird orientierend sichtbar, dass Entschiedenheit nicht in einem rein ideellen Sinne besteht, sondern einer Konkretion bedarf: Samuel entscheidet sich für eine Praxis und die aktive Teilhabe an der Ortsgemeinde. Die angestrebte Tätigkeit in der Pfarrei unterscheidet sich dabei von der Tätigkeit im Chor, die zwar auch kirchlich konnotiert ist und deshalb als Vergleichshorizont herangezogen wird, aber eben nicht die Gemeinschaft mit der eigenen Gemeinde umfasst. Ausschlaggebend für Samuels Entscheidung ist demnach die soziale Bezogenheit, die er im Rahmen der Firmvorbereitung herstellt, und der Wunsch nach einem sozialen »mithelfendem« Engagement in diesem Rahmen. Die Aufzählung der sonstigen Freizeitaktivitäten, die Samuel ausübt, verdeutlicht, dass eine solche Entscheidung einer hohen Motivation und Einsatzbereitschaft bedarf und im Regelfall von Jugendlichen nicht zu erwarten ist, zumal davon auszugehen ist, dass diese auch andere Hobbies und Ehrenämter pflegen. Anders verhält es sich, wenn Jugendliche ihre Freizeit schon seit Längerem im Raum der Kirche verbringen. Bei Tim ist das der Fall. Er ist bereits zu dem Zeitpunkt des Interviews Anfang Juni fest dazu entschlossen, ja entschieden, an Weihnachten zusammen mit einer Freundin für das Oberministrant:innen-Amt zu kandidieren. Seine Beweggründe sind dabei im Bereich des sozialen Engagements angesiedelt:

Einfach, weil wir eben, glaube ich, wollen, dass halt das was, diese tolle Gemeinschaft, die wir halt haben einfach so weiter ist, so. Dass halt auch andere Leute diese tollen Erfahrungen machen können, so, die wir gemacht haben. Das fände ich jetzt irgendwie schade so, wenn die ganzen Leute gehen, die es bei uns richtig gut aufgebaut haben und das ist die zweite oder dritte Generation, die das erst richtig (-), wie sage ich das jetzt, die es erst richtig ähm (-) geschafft hat, dass es auch irgendwie Spaß macht und nicht so veraltet ist. Und deswegen wollen wir halt, glaube ich, einfach so weiter machen, dass halt auch alle anderen so, auch das Gleiche erfahren können, das wir. Weil das ist echt toll, was die für uns gemacht haben. Das wollen wir halt auch versuchen, so weiterzugeben (Interviewtext Tim, 163–170).

Orientierend wirken sich hier die eigenen Erfahrungen aus, die Tim im Laufe seiner Mitgliedschaft bei den Ministrant:innen sammeln konnte, ebenso aber auch die empfundene Verantwortung für den Fortbestand dessen, was andere ehrenamtlich geschaffen haben. Seine Selbstverpflichtung rührt dabei aus der Dankbarkeit für das Erfahrene und aus einer Übernahme von Verantwortung gegenüber einer jüngeren Generation mit transmittiven Tendenzen.

Schließlich führt neben dem Wunsch einer Artikulation von Zugehörigkeit und einer sozial motivierten Verantwortungsübernahme auch das Bedürfnis nach einem Ort der religiösen Praxis in eine Entscheidung für die Kirche. An Benjamins Argumentation für den Verbleib in der Kirche wird deutlich, dass er einen Bezug zu Kirche als für sein Glaubensleben konstitutiv hält.

Ähm (-), also. Ich hab mich da (-) ziemlich schnell daran (-) ähm (-) dafür entschieden zu bleiben, weil es mir ja auch, also, weil ja (-) der Glaube insgesamt für mich auch sehr wichtig ist und nicht nur die Kirche aus der Distanz (Interviewtext Benjamin, 190 ff.).

Ein distanzierteres Verhältnis zu Kirche verknüpft er gedanklich mit einem Relevanzverlust des persönlichen Glaubens. Kirchenkritik bezieht sich dahingehend auf ein distanzierteres Betrachten von Kirche, während für ihn in der Nähe zur Kirche die Gestaltung des Glaubenslebens das bestimmende Thema darstellt.

Ebenso erkennt Leni in der Kirche den Ort, an dem sie ihre Religiosität verorten kann. Dies tut sie im Unterschied nicht vor dem Vergleichshorizont, sich auch für einen Weggang entscheiden zu können, sondern vor dem Vergleichshorizont, den Sozialraum Kirche erst gar nicht zu betreten.

Und (-), ja, mit der Zeit, ähm, hab ich mich halt an diesen katholischen Unterricht, ähm, herangetastet und hab mich irgendwie immer wohler gefühlt. (-) Und hab dann selber entschieden, dass ich die Kommunion machen möchte (-) und bin dann eben zu den Ministranten eingestiegen. Und (-) ja, ich glaub, dieser Eintritt bei den Ministranten und die Erstkommunion war schon ein wichtiges Ereignis für mich (Interviewtext Leni, 26–30).

Leni orientiert sich bei ihrer Entscheidung für die Erstkommunion an ihrem Gefühl gegenüber der katholischen Religion, dass sie vor allem im Religionsunterricht entwickelt. Wie aus der Entscheidung zur Erstkommunion die Entscheidung zum Eintritt in die Gruppe der Ministrant:innen konkret hervorgeht, bleibt an dieser Stelle offen. Beide Entscheidungen scheinen aber für Leni in unmittelbarem Zusammenhang zueinander zu stehen. Eine Entscheidung für die Erstkommunion ist auch hier nicht eine rein formale oder rein ideelle Angelegenheit, sondern ist daran geknüpft, sich auch für eine religiöse Praxis als Ausdruck von Religiosität zu entscheiden. An einer anderen Stelle des Interviews geht Leni darauf ein, dass der sonntägliche Kirchbesuch für sie in ihrer Kindheit nur als Ministrant:in möglich gewesen sei, weil ihre Eltern diese Praxis nicht aufnehmen wollten:

Vielleicht, dass ich früher auch schon in die Messe gehen wollte, aber meine Eltern eben nicht so glaub, gläubig sind, dass sie (-) hingegangen wären mit mir, weil (-) man muss ja mitbeten und mitsingen und das machen sie nicht unbedingt gerne. Und (-) als Kind kann man da auch nicht einfach allein hingehen (Interviewtext Leni, 430–433).

Es wird deutlich, dass Leni schon als Kind eine Entscheidung für eine religiöse Praxis trifft und diese in Abgrenzung zu ihren Eltern vollzieht. Gerade weil in Lenis Fall eine religiöse Haltung in einem kirchenfernen Umfeld entsteht, scheint es für sie bedeutsam zu sein, sich einen solchen Ort der gelebten religiösen Praxis und damit der konkreten Religiosität zu erschließen. Die Entscheidung zu einer Mitwirkung an Kirche kommt in diesem Fall der Entscheidung für ein weitergehendes Interesse am christlichen Glauben gleich.

6.7.2.3 Beurteilung der Taufentscheidung

Nicht nur explizit mit dem Wort »Entscheidung« belegte Textpassagen lassen auf Orientierungen schließen, die bei der Bejahung einer religiösen Identifikation wirksam sind. Textpassagen, die auf die Beurteilung der elterlichen Taufentscheidung zielen, ermöglichen ebenso Einblick in entscheidungsrelevante Orientierungsschemata. Die Frage aus dem Leitfragenkatalog, die zu diesem Einblick verhilft, ist folgende:

Als Deine Eltern Dich taufen ließen, war das nicht Deine Entscheidung. Wie beurteilst Du diese Entscheidung Deiner Eltern für Dich aus heutiger Perspektive? Was bedeutet Dir Deine Taufe?

In ihrer Beantwortung kommt vielfach die Orientierung an dem Diskurs um die Freiwilligkeit des religiösen Bekenntnisses zum Tragen. Die Jugendlichen entfalten dann Argumente für und gegen die Taufe von Kleinkindern auf das Geheiß der Eltern. Auf diese Argumentationen wird im Weiteren nicht näher Bezug genommen. In Hinblick auf den Prozessparameter Entscheidung ist vielmehr bedeutsam, welche persönlichen Eintragungen die Jugendlichen gegenüber ihrem Getauft-Sein vornehmen, das in der christlichen Theologie den Beginn der persönlichen Beziehung mit Gott und den Beginn der Aufnahme in die Kirche markiert. Dieses Moment des Beginnenden, des Anfänglichen, kommt dabei in vielen Facetten auch in den Äußerungen der Jugendlichen zum Vorschein. Für einige von ihnen stellt die Taufe die Eröffnung der Möglichkeit dar, zu glauben und Teil der Kirche zu sein, für andere eröffnet sie den Zugang zu einer spezifischen Sozialform. In einem sind sich alle Befragten jedoch einig: Sie beurteilen für ihren individuellen Fall die Entscheidung ihrer Eltern, sie als Kind taufen zu lassen, positiv und äußern Dankbarkeit. Dieser Bescheid lässt den Rückschluss zu, dass eine Identifikation mit dem, was durchaus subjektiv als Sinn der Taufe assoziiert wird, jeweils gegeben ist und bejaht wird.

Dass die Taufe eine Möglichkeit der Lebensgestaltung eröffnet, reflektieren Benjamin, Cecilia und Vincent. Benjamin sieht in der Taufe die Möglichkeit eröffnet, Glaube zu entwickeln und in die Kirche hineinzuwachsen.

Also im Rückblick finde ich, dass, (-) ähm, bin ich dankbar dafür, weil mir das irgendwie die Möglichkeit gegeben hat, (-) ähm (-), Glauben zu entwickeln. Und auch irgendwie, ja, in die Kirche zu kommen. [Mhm.] Ähm (-) Ja. (-) Erinnerungen habe ich da jetzt nicht. [Ne.] Aber insgesamt, einfach, einfach dank-, dankbar dafür, dass sie mir die Möglichkeit gegeben haben (Interviewtext Benjamin, 560–563).

Dass die Taufe wirklich als Möglichkeit auf eine bestimmte Art von Lebenspraxis oder Lebensvollzug verweist und sich die Jugendlichen durch sie ihrer Entscheidungsfreiheit nicht beraubt sehen, zeigt sich an Cecalias Einordnung:

Also ich würde ihnen auf jeden Fall sagen, dass ich dankbar bin, dafür (-), dass sie mir halt den ersten Schritt ermöglicht haben (-). Weil die Taufe ist ja an sich nicht verbindlich. Also, danach (-) muss nichts passieren in der Kirche. (-) Aber es ist sehr gut, dass ich diesen ersten Schritt schon einmal hatte, das erste Sakrament. (-) Und ja, deswegen bin ich meinen Eltern ziemlich dankbar dafür (Interviewtext Cecilia, 464–468).

In anderer Art und Weise, aber mit der gleichen Aussageintention bezieht sich Vincent auf die Taufe.

Ich bin auch sehr dankbar dafür, dass sie mir das eben mitgegeben haben, weil sie doch (--) der Glaube ein Geschenk ist. (-) Wo ich sehr dankbar bin, auch für dieses Geschenk. Was man natürlich mit einem Geschenk selber macht, das bleibt natürlich dir selbst überlassen (Interviewtext Vincent, 614 ff.).

Alle drei Äußerungen lassen erkennen, dass die eigene Taufe einen Anfang setzt. Unterschieden kann dabei werden, worauf sich dieser Anfang exakt bezieht: In Benjamins Fall stellt die Taufe den Beginn der Entwicklung von Glaube und Kirchenzugehörigkeit dar, in Cecilias Äußerung bezieht sich Taufe auch auf einen Weg in der Kirche, aber nicht mehr in die Kirche hinein und in Vincents Fall kommt noch pointierter zum Ausdruck: Der Anfang besteht in der Gabe des Glaubens, nicht er muss fortan entwickelt werden, sondern entwickelt wird der Umgang mit dieser Gabe, dem Geschenk. Es zeigt sich, dass Taufe einmal als Voraussetzung für eine Entwicklung von Glaube gedacht wird, in den anderen Fällen als Setzung eines Gegenstands, an dem sich Entwicklung vollziehen kann, aber nicht muss. Auch Stefanie beschreibt, dass mit der Taufe bereits Setzungen einhergehen:

Also, ich finde es schön, dass die mich haben taufen lassen. Also, ich würde es auch jetzt tun, wenn ich noch nicht getauft wäre. Ähm (-) ja, es ist einfach, man wird in die Gemeinschaft aufgenommen (--), der Heilige Geist kommt auf einen, na ja (Interviewtext Stefanie, 456–458).

Wenn also davon die Rede ist, dass die Taufe Räume und Möglichkeiten eröffnet, dann kann das einerseits bedeuten, dass Jugendliche ihren Glauben und ihre Kirchenzugehörigkeit als etwas in der Taufe Geschenktes und somit grundlegend Gegebenes betrachten, oder dass sie der Taufe nicht eine in diesem Sinne nominale Kraft zuschreiben, sondern Glaube und Kirchenzugehörigkeit nur in Abhängigkeit von der jeweiligen Entwicklung als etwas Gegebenes betrachten. Folgt man letzterer Ansicht, so heißt das, dass man Glaube und Kirchenzugehörigkeit nicht nur ablehnen, sondern auch erwerben kann und muss und dass man beide auch »verspielen« kann.

Karoline, Leni und Tim sehen in der Taufe vor allem die Weichenstellung für einen Weg in bestimmte Sozialräume hinein, die sich in der Erfahrung zu einer Sozialform des Religiösen verdichten. Karoline zählt dabei die Sozialräume auf, die sie als Erfahrungsräume identifiziert, welche sich ihr durch die Taufe eröffnen.

Ähm (--), das Ganze hier. Also, dass ich durch das getauft sein erstes Mal, dass ich die ganzen Leute kennen gelernt habe, dass ich so schöne Erlebnisse haben kann, dass ich selber kirchlich heiraten kann (--), ähm, dass ich durch die Firmung auch noch einmal neue Leute kennengelernt haben, dass ich nicht im Ethik-Unterricht mit der schrecklichen Lehrerin bin, sondern im Religionsunterricht, dass ich (-), ähm (--) dass ich das Interview hier machen kann (lachen.) ähm (-) und (--), ja, dass ich halt irgendwie einfach (---) einen Sinn in meinem Leben habe. Das hört sich jetzt irgendwie so an, als hätte ich das irgendwie aus dem Buch rausgeschnitten. Aber (--), das ist halt irgendwie (-), dass ich so eine Berufung habe, also (--). Ja (Interviewtet Karoline, 586–593).

Dass diese Erfahrungen von ihr in den Zusammenhang einer persönlichen Berufung gebracht werden, deutet darauf hin, dass sie die Sinnhaftigkeit dessen, was sie im christlichen Sozialraum erlebt, einer religiösen Deutung unterzieht. Zugehörigkeit zu all den sozialen Räumen und Vollzügen als Zugehörigkeit zu einer Sozialform des Katholischen ist für sie lebensbedeutsam. Karoline findet darin die Lebensform, die ihrer Person entspricht beziehungsweise in der sie ihre Person und deren Identität erkennt. Während Karoline die Frage nach der Beurteilung der elterlichen Taufentscheidung vor dem positiven Horizont all der Sozialräume beantwortet, die ihr durch die Taufe eröffnet sind, bezieht sich Leni auf den negativen Horizont all dessen, was ihr ohne Taufe in der alleinigen Orientierung an ihren »weniger religiösen« Eltern verwehrt geblieben wäre.

Ja, ich danke ihnen dafür [Mhm.] (-) ähm, dass sie mir die Wahl gelassen haben (-), ob ich genauso leben will, wie sie, oder ob ich (-) quasi mein eigenes Leben führe. Ich hätte zwar auch mein eigenes Leben geführt, wenn ich so (-) religiös gelebt hätte, wie die. Aber (-), ich glaub, wenn ich nur an Weihnachten und an Ostern zur Kirche gegangen wär, dann (-) wär ich nicht ich. Ähm (-) und (-), ich glaub (-), wenn sie mich nicht getauft hätten, dann hätte ich mich nie taufen lassen. Weil (-) meine Eltern sind zwar getauft, aber dann hätte ich mir gedacht, ja dann (-) ist es wahrscheinlich eh unnötig (schmunzelt). (-) Ähm, aber (-), dann wär ich auch nicht im Religionsunterricht gelandet und hätte wahrscheinlich auch nicht drüber nachgedacht, ob ich wirklich glauben möchte, sondern wär in Ethik gelandet und hätte irgendwelche Themen durchgenommen, die zwar auch mit Glauben zu tun haben, aber den Glauben nicht intensiv durchnehmen und (-) wo man nicht seine eigene Meinung zu dem Glauben äußern könnte. Deswegen (-) ist mir das schon wichtig und (-) ähm, ich bin sehr dankbar dafür [Mhm], dass sie das gemacht haben. Ähm (-) weil auch da, ich wurd getauft, aber ich hätte auch zurücktreten wo-, können, wenn ich gewollt hätte, aber ich hab es ja nicht getan [Ja.], ich hab weiter gemacht (Interviewtext Leni, 582–595).

Für Leni bedeutet die Taufe eine Art Erlaubnis und Auftrag ihrer Eltern, sich in katholischen Sozialräumen mit der Frage auseinanderzusetzen, ob sie »wirklich glauben möchte«. Sowohl bei Karoline und in einer noch gewichtigeren Form auch bei Leni wird der Religionsunterricht zu einem Raum erklärt, in dem Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben möglich ist. Dass diese Erfahrung nicht alle Befragten teilen, zeigt sich in Kapitel 6.5.2. Für Leni ist er aber umso bedeutsamer, als dass sie in ihrem Elternhaus keine religiöse Erziehung genießt und bei der Suche nach der Antwort auf die Frage nach ihrem eigenen Glauben auf die im Religionsunterricht gegebenen Antworten und das in ihr auftretende Gefühl gegenüber dem Gegenstand der christlichen Religion angewiesen ist.

Auch Tims Antwort erfolgt vor dem negativen Horizont, was ihm entgangen wäre, wäre er nicht getauft. Als Vergleichspunkt dient ihm ein ungetaufter Freund.

Ich habe einen Freund, der wurde halt nicht getauft, so und hatte nicht die Kommunion und er hatte auch nicht Firmung. Der wurde nie getauft und er konnte diese tolle Erfahrung halt nicht machen, was es heißt, erstens jemanden zu haben, auf den man sich immer verlassen kann, mit dem man immer reden kann, der nie weg geht, der halt immer da ist, so. Und auch andere, neue Leute kennen zu lernen und eine ganz neue Welt. Kirche ist im Prinzip ne ganz tolle Welt in sich, so. Von der man außen nicht mitkriegt, oder von außen nichts mitkriegt (Interviewtext Tim, 551–556).

Entscheidend sind für ihn zwei Aspekte. Erstens sieht er durch die Taufe jemanden an seine Seite gestellt, der ihn ständig und fürsorgend begleitet und zweitens eröffnet die Taufe ihm den Zugang zu dem Raum von Kirche, dessen Exklusivität von außen nicht erkennbar ist. Diese Exklusivitätszuschreibung beinhaltet eine Bedeutungseintragung, die den Erfahrungen, die Tim in dem Sozialraum Kirche macht, einen hohen persönlichen Wert zuschreibt. Auch findet die linearisierend angelegte Polarisierung der biografischen Karte hier eine sprachliche Entsprechung: Der Sozialraum Kirche fungiert als eigene, in sich geschlossene Welt.

Obwohl in den Antworten von Karoline, Leni und Tim je andere Kernthemen mit der Taufe in Verbindung gebracht werden, ist sie in allen Fällen das Eintrittstor in einen als besonders markierten Sozialraum. Entschiedenheit tritt hier in Form einer Anerkennung dieser Besonderheit und einer persönlichen Eintragung von Bedeutung gegenüber dieser Besonderheit zu Tage. Die Sozialform des Christlichen ermöglicht den Dreien die persönliche Auseinandersetzung mit dem Glauben und religiösen Gehalten ebenso wie die Entfaltung eines Anteils der eigenen Persönlichkeit und das Erhalten einer besonderen Qualität von zwischenmenschlicher Beziehung.

Leni ist ihren Eltern dabei dankbar, dass sie ihr durch die Taufe den Eintritt in diese Sozialform eröffnen, obwohl sie ihr selbst keine besondere Bedeutung beimessen. Samuel und Tanja hingegen messen der Taufe an sich nicht die entscheidende Bedeutung bei, sondern schreiben diese der religiösen Haltung ihrer Eltern zu, die diese durch die Taufe gegenüber ihren Kindern bekennen.

B: Ähm nee, ich würde nicht sagen, es ist die Taufe an sich, sondern es ist eher der Glaube von meinen Eltern. Also, das ist ja so durch die Taufe ausgedrückt. Und der Glaube von meinen Eltern, dass man einfach das mitkriegt und mitlernt. Und ja, dann wär's anders. Ich würde sagen, ich würd's nicht vermissen, weil ich kenn's nicht anders, aber (-) im jetzt hinein würd ich's dann schon vermissen, doch. Ja.

I: Und warum?

B: Weil es einem diese Sicherheit gibt, finde ich. Es begleitet einen einfach und (-) ich find, man kann schon immer wieder Kraft draus schöpfen, ja (Interviewtext Samuel, 584–591).

Auch Samuel sieht in dem, was er von seinen Eltern vermittelt bekommt, einen Gehalt, der von außen kaum erkennbar ist, darum führt er an, dass er diesen nicht vermissen würde. Die Aussage, dass er den vermittelten Gehalt schließlich doch vermissen würde, bezieht sich nicht mehr auf den Aspekt der Erkennbarkeit von außen, sondern auf den Wert, den er dem Vermittelten zuschreibt. Glaube ist für ihn keine abstrakte Größe, sondern besteht in einer konkreten Ressource für das Leben.

Auch Tanja fasst nicht die Taufe als solche als zentralen Gehalt innerhalb der gegebenen Thematik, sondern die Entscheidung ihrer Eltern zu einer christlichen Erziehung.

Ja, einfach, ich glaube einfach, dass wenn ich Eltern gehabt hätte, die überhaupt nicht, ähm, religiös wären, dann wäre ich wahrscheinlich auch nicht zum Glauben gekommen und deswegen. Ähm, das macht sehr viel aus und deswegen sind (-) ist mir diese Taufe, die mir quasi den Weg dafür geöffnet hat und natürlich durch meine Eltern, die den größten Teil davon haben. Ähm (-)

bedeu, bedeutet mir das auf jedem Fall viel. (--) Weil ich (--) gerne mit dem Glauben lebe (Interviewtext Tanja, 453–457).

Auch sie rekurriert dabei auf einen negativen Horizont einer Erziehung durch nicht religiöse Eltern. Entschiedenheit zeigt sich bei ihr in der Bejahung des Lebens mit dem Glauben. Was das »Leben mit dem Glauben« inhaltlich umfasst, bleibt an dieser Stelle offen, lässt sich aber gut an der Definition des christlichen Glaubens ablesen, die Tanja vornimmt und die in Kapitel 6.6.1 zitiert wird.

Auch anhand der Beurteilung der elterlichen Taufentscheidung lassen sich der Facettenreichtum von Entschiedenheit und die mit ihr einhergehenden Orientierungsschemata erkennen. In vielen Passagen fällt die Bezugnahme vor einem negativen Horizont auf. Die Jugendlichen bearbeiten dabei die Frage, was ihnen fehlen würde, wenn sie nicht getauft wären beziehungsweise wenn ihre Eltern sich nicht für ihre christliche Erziehung entschieden hätten, und kommen darüber zu einer Beurteilung der Bedeutsamkeit und ihrer eigenen Position im Feld des Glaubens. Die Unterscheidung dient hier erneut als Hilfsmittel zur Identifikation und Benennung dessen, was als religiös gilt. In negativ wie positiv orientierten Antworten kommen folgende Orientierungsschemata zum Tragen: Die Vorstellung eines Gnadencharakters von Glaube, das heißt einer Unverfügbarkeit von Glaube; das Ausgehen von einer Entwicklungsfreiheit gegenüber der Setzung der Taufe und damit das Ausgehen von der Unverfügbarkeit einer Glaubensvermittlung; das Wissen um Vermittlungsangewiesenheit; die Vorstellung von Kirche als exklusivem Ort mit einer Zugehörigkeitsbeschränkung; die Vielgestaltigkeit religiöser Räume und ihrer Erfahrungsmöglichkeiten und die Erfahrbarkeit von Sinn und Sicherheit im Religiösen. Darüber hinaus kommen in dem hier entfalteten Zusammenhang um die Beurteilung der elterlichen Taufentscheidung Kernthemen zur Sprache. Ihr Bestehen kann als Entschiedenheit gegenüber religiösen Gehalten gedeutet werden. Für Benjamin, Vincent, Leni, Stefanie und Tanja ist der Gegenstand des Glaubens an sich der Gegenstand, der positiv entschieden ist. Des Weiteren messen Benjamin und Stefanie, aber auch Cecilia und Tim der Kirche in ihrer Gestalt als gemeinschaftsbezogener Sozialraum konstitutive Bedeutung bei. Über den Sozialraum der Kirche hinaus bekennen sich Leni und Karoline zu der Sozialform des Christlichen als Erfahrungsraum, in dem sie lebensbedeutsame Zuschreibungen vornehmen und einen Teil ihrer Persönlichkeit zur Entfaltung bringen können. Und schließlich betonen Tim und Samuel den Nutzen des Glaubens an Gott als Ressource, die der eigenen Existenz zu Sicherheit verhilft.

6.7.2.4 Zukunftsorientierung

Inwiefern Entschiedenheit hinsichtlich der religiösen Praxis und ihrer Verortung besteht, geht schließlich aus Antworten auf die das Interview abschließende Leitfrage

Wie stellst du dir Deine Zukunft im Glauben und in der Kirche vor?

hervor. Hier lassen sich die folgenden Typen unterscheiden: die Kirchentreuen, die Abwartenden und die Vermittlungsbestrebten. Die Jugendlichen, die sich den ersten beiden Typiken zuzählen lassen, beziehen sich in ihrer Antwort orientierend auf die Kirche, während die Vermittlungsbestrebten eher auf den eigenen Glauben und eine

zukünftige familiäre Ausgestaltung Bezug nehmen. Damit erfahren beide Ebenen von religiöser Verortung Abbildung, die öffentliche und die private Ebene.

Welche Orientierungsschemata innerhalb der Typik der Kirchentreuen auszumachen sind, wird an den Aussagen von Annika, Samuel Stefanie, Tanja und Tim deutlich und in besonderer Form an dem Weg, den Vincent in Richtung Zukunft bereits eingeschlagen hat. Sowohl Annika als auch Samuel machen deutlich, dass sie sich zwar keine berufliche Zukunft in der Kirche vorstellen können, aber »Teil der Kirchengemeinschaft bleiben« wollen (Interviewtext Annika, 460). Dabei konkretisiert Samuel, auf welche Weise dies seiner Ansicht nach gelingen kann:

Kirche wird nie irgendwie Hauptberuf oder irgend sowas, nein überhaupt nicht, gar nicht mein Ding. Es ist eher so ein Begleiter im Weg und ich geh halt meinen Weg von Beruf, Dings, Dings, das. Man probiert halt irgendwie immer Teil zu bleiben, sei es durch (-) Chor irgendwo, sei es durch (-) Messdiener, sei es durch Lektor, irgendwie sowas. Das man einfach probiert, ein bisschen dabei zu bleiben, ja. Und da seinen Glauben auch mit anderen auszuleben, ja (Interviewtext Samuel, 595–600).

Es zeigt sich bei ihm deutlich, dass die Teilhabe wesentlich mit der eigenen Rolle und der Möglichkeit zum Engagement verbunden ist. Die Abgrenzung gegenüber einem kirchlichen Beruf ist in diesem Zusammenhang insofern interessant, als dass sie einen Horizont darstellt, gegenüber dem eine Bemessung des Wunsches an Teilhabe möglich ist. Entscheidend scheint für Annika und Samuel, dass der Glaube in ihrem Leben weiterhin einen hohen Stellenwert einnimmt und die Kirche der Raum ist, innerhalb dessen der Glaube verortet ist. Das ehrenamtliche Engagement beziehungsweise der Wunsch nach Glaubensgemeinschaft erfährt in beiden Fällen eine so starke Gewichtung, dass eine Abgrenzung nur in Bezugnahme auf eine hauptamtliche Tätigkeit und Verortung möglich ist. Für Annika und Samuel steht fest, der Raum der Kirche soll in ihrer Lebensrealität einer neben anderen Lebensräumen bleiben. Das ausschlaggebende Motiv für den Wunsch nach Verbleib in diesem Raum ist dabei die Gemeinschaft mit anderen Gläubigen.

Stefanie und Tanja orientieren ihre Antworten nicht vorrangig an der Frage, in welchem Maß sich ihre Kirchenbindung zukünftig niederschlagen wird, sondern an ihrer Realisierung nach Verlassen der Heimatstadt mit Aufnahme des Studiums und darüber hinaus. Stefanie hegt dabei schon ganz konkrete Pläne und formuliert ihr Vorhaben verbindlich:

Ich will in Aachen Medizin studieren. [Ah, krass, du hast einen genauen Plan, ok.] Und, ähm (-), ja, da werde ich da auch in die Kirche gehen. Aber dann (-), ja, also ich werde in einem Haus in Holland wohnen [Mhm.] und, ähm (-), dann da in die Kirche gehen. (Interviewtext Stefanie, 475–477).

Tanja sieht sich ebenso in einer anderen Stadt studieren. Wie für Stefanie wird für sie der Ortswechsel der Anlass sein, den Ministrant:innen-Dienst niederzulegen, obgleich es ihr wichtig ist, den Kontakt zu der Gruppe auch aus einer fremden Stadt zu halten. Dennoch will sie sich auch an ihrem neuen Wohnort auf die Suche nach einem kirchlichen Raum machen, an dem sie an Gottesdiensten teilnehmen kann:

Also ich möchte auf gar keinen Fall, irgendwie, wenn ich in einem, in einer anderen Stadt studiere dann aufhören in die Kirche zu gehen, sondern (---) dann gehe ich halt in den Kölner Dom (lacht). [Auch nicht schlecht.] Auch nicht schlecht. Ja, also daran möchte ich auf jeden Fall festhalten, denn ich merke einfach, es gibt mir viel. [Mhm.] Also, (-) es gibt mir wirklich viel. Es gehört irgendwie so dazu und (-) ich glaub auch, dass es halt (--), weil ich seit meiner Kindheit damit sehr viel in Kontakt war, es einfach damit auch viel zu tun hat, dass ich einfach (--), dass es mir so viel gibt. Ich könnte jetzt gar nicht sagen, warum was genau am Gottesdienst mir jetzt viel gibt. Aber (-) es ist einfach dieses (--) Gottesdienst, in der Kirche sein (-), ja (Interviewtext Tanja, 473–480).

Als Orientierungsschema wird hier die in der Kindheit angelegte Verortung wirksam. Tanjas Wunsch nach Verbleib in der Kirche richtet sich nach ihrem Empfinden gegenüber der Form religiöser Praxis, wie sie im Gottesdienst gegeben ist. Bemerkenswert ist dabei, dass die Form religiöser Praxis für Tanja ein Themenfeld von Unterscheidung darstellt, in dem sie sich auch durchaus kritisch gegenüber traditionellen Formen der Gottesdienstgestaltung äußert. Diese Unterscheidung scheint rückwirkend aber nicht mit einer Minderung oder gar Infragestellung ihrer Bezogenheit auf die Praxis einherzugehen. Hier zeigt sich, dass der Vollzug einer religiösen Praxis als Form von Beheimatung gedacht werden kann und wird, die über räumliche Grenzen hinaus erfahrbar bleibt.

Schließlich findet sich in Tims Gedanken über seine Vorstellung von Zukunft in Bezug auf Glaube und Kirche eine weitere Orientierung, die der Typik der Kirchentreuen zuzurechnen ist. Er nimmt orientierend Bezug auf den negativen Horizont des Kirchenaustritts und dessen Auswirkungen auf die Kirchenstruktur.

Ich glaube schon. Weil es gibt ja jetzt viele Leute, junge Leute, die aus der Kirche austreten. Aber ich werde da nie aus der Kirche austreten, weil (--) mir halt, da geht es ja hauptsächlich eigentlich um Steuern und so. (-) Auch wenn ich dann halt, ich will halt auch (-) ähm, ab und zu will ich halt auch in die Kirche gehen und dann will ich, dass da auch eine Kirche ist und Leute sind, mit denen ich mich unterhalten kann, dass da ein Ort ist, wo ich zu Gott kann. (-) Auch wenn ich das dann, keine Ahnung, einmal im Jahr dann nur mache, aber ich will halt, dass ich die Möglichkeit haben kann. Dass jetzt nicht alle Leute weglaufen und alle Kirchen abgerissen werden und so. (-) Das will ich halt nicht, so. Deswegen (--) wäre es halt für mich nie so. (-) Auch wenn ich dann später irgendwann, ich glaube, ich werde nicht mehr irgendwann jeden, oder einmal im Monat, oder regelmäßig zum Gottesdienst. Das glaube ich, das werde ich nicht machen. Weil (--) ich dafür einfach nicht, mein Glaube dafür eigentlich nicht so ist, dass ich das machen muss, so. (-) Aber, ich glaube, ich werde auch ab und zu hingehen, einfach nur um diese Erfahrung wieder zu machen, so, dass da jemand ist (-) auf den ich mich immer verlassen kann (Interviewtext Tim, 576–588).

Tims Vorhaben, der Kirche weiterhin anzugehören, orientiert sich an dem Bewusstsein, dass es Kirchenmitgliedschaften braucht, um Kirchen zu erhalten. Gleichzeitig wird deutlich, wie bedeutsam der Raum Kirche als solcher für Tim ist. Nicht die Bindung an eine Gemeinschaft oder die religiöse Praxis geben hier den Ausschlag, sondern die Identifikation von Kirche als Ort der individuellen Gottesbegegnung. Tim möchte Kirchenmitglied bleiben, um solche Orte der Gottesbegegnung und auch der – unter Umständen nur flüchtigen – Begegnung mit anderen Gläubigen aufrecht zu erhalten. Kirche fungiert für Tim gewissermaßen als Glaubensanker und diesen Anker

möchte er sich erhalten, weil er entschieden ist, den Glauben an Gott an sich bewahren zu wollen.

Entschiedenheit zeigt sich in der Gruppe der Kirchentreuen zum einen also im Engagement und dem Wunsch nach Glaubensgemeinschaft und in Abgrenzung zu einem hauptberuflichen Engagement eher als Raum der Glaubensgestaltung in einem stark selbstregulierbaren Rahmen, der auch die Verortung in anderen Lebensräumen ermöglicht. Zum anderen tritt Entschiedenheit in Form einer Vorstellung von orts-unabhängiger Beheimatung zu Tage, die sich vor allem im Vollzug der Praxis niederschlägt. Und Entschiedenheit zur Kirchentreuere kann auch als Entschiedenheit zur Verantwortung gegenüber dem eigenen Glauben und den Bedarfen für seine Aufrechterhaltung stehen.

Dass die Entschiedenheit gegenüber der Kirche nicht in allen Fällen so stabil ausfällt, ist mit Blick auf die dargestellten Unterscheidungs- und Aushandlungsprozesse, die Jugendliche in dem Themenfeld vornehmen, plausibel. Sowohl Benjamin als auch Jessica sind in ihrer Zukunftsvorstellung über den Verbleib in der Kirche unsicher. Sie werden insofern unter der Typik der Abwartenden zusammengefasst, als dass sie ihren Verbleib an Bedingungen knüpfen, die in der Zukunft liegen.

Benjamin formuliert vage

Da habe ich noch keine Ahnung. Ich glaube das ist ziemlich offen (-) [Mhm.] und hängt irgendwie mit der Kirche ab (Interviewtet Benjamin, 571 f.).

Jessica sieht sich in der nahen Zukunft als Oberministrantin und will als solche auch gestalterisch auf die Weiterentwicklung von Kirche einwirken. Für die Zukunft darüber hinaus formuliert sie:

Aber ich denke, dass da eher noch Glaubensabschnitte kommen werden und ich kann ehrlich gesagt jetzt auch nicht sagen, ob ich für immer in der katholischen Kirche bleiben werde. Weil es eben (--). Es ist eine Sache, die viel einfach mit meinem (-), mit meinem (-) Verstand eben mit (-) dem Kopf (-) zu tun haben. Wenn halt diese Distanz halt zu groß wird zur katholischen Kirche (-), dann denke ich, kann sich das auch ziemlich schnell ändern (Interviewtext Jessica, 795–800).

Bedeutsam ist für sie, dass sie ihren Glauben und ihre Zugehörigkeit zu Kirche mit der Vernunft rechtfertigen kann. Diese Rechtfertigung bezieht sich auf das Diskrepanzerleben zwischen eigener Haltung und Position der Kirche. Lässt sich diese Diskrepanz rationalisierend nicht mehr aushandeln, sieht Jessica die Bedingung für einen Weggang aus der Kirche erfüllt. Daran wird deutlich, dass Aushandlungsprozesse auch in unterschiedlichen Fällen von Verortung das Verlassen der Kirche nach sich ziehen können.

Nicht für alle der interviewten Jugendlichen stellt die Kirchenzugehörigkeit den Orientierungspunkt in der Beantwortung der Frage nach der Zukunft dar. Auch die individuelle Religiosität und ihre Bedeutung in der Zukunft finden Beachtung. Schon in Tims Entscheidung, Oberministrant werden zu wollen, zeigt sich beispielsweise ein Rollenwechsel von einer empfangenden Position als Ministrant zu einer vermittelnden und gestaltenden Position als Oberministrant. Diesen Rollenwechsel vollziehen einige der Jugendlichen gedanklich auch in Bezug auf die Frage nach ihrer religiösen Zukunft. Hierin kann ein besonderes Maß an Entschiedenheit ausgemacht werden: Die

eigene religiöse Haltung gilt als so gefestigt, dass in einem weiteren Entwicklungsschritt die Frage Relevanz gewinnt, was aus der erworbenen Haltung im Hinblick auf die Erziehung von möglichen Kindern folgt.

Stefanie beschäftigt diese Frage nicht nur theoretisch:

Ich habe schon ein Patenkind. [Echt? Ja, cool.] Die wird morgen drei [Ach, cool. Ja, cool.] Ja, also, ich will, also (-) sie begleiten, vielleicht wenn Leute dazu kommen. (-) Ähm, also einfach (-) immer mit dabei zu sein. Immer (-), nicht aufhören, darüber nachzudenken (Interviewtext Stefanie, 463–466).

Gegenüber ihrem Patenkind sieht sich Stefanie in der Rolle, Lebensbegleiterin zu sein, und erlegt sich die Selbstverpflichtung auf, immer wieder über ihre eigene Rolle und ihre Handlungsmöglichkeiten als Bezugsperson nachzudenken. Hierin besteht eine besondere Form von Entschiedenheit innerhalb der Typik der Vermittlungsbestrebten. Stefanie ist nicht bestrebt, ihre eigene Religiosität für andere nutzbar zu machen, sie tut es bereits. Dabei orientiert sie sich weniger vermittelnd als begleitend und selbstverpflichtend. Die gefestigte eigene Religiosität wird zu einer Ressource, die es ihr ermöglicht, für einen anderen Menschen eine Lebensbegleiterin zu werden.

In anderer Form zeigt sich Entschiedenheit in der gegebenen Typik, wenn es um Entwürfe des Erziehungshandelns geht, das noch in weiterer Ferne liegt.

Und meine Kinder will ich auch sehr gerne (-), ähm, katholisch aufziehen, aber sie halt auch (-), wie meine eigene Mutter mich nicht (-) pressuren, dass ich auch so (-), dass meine Kinder dann so zum (-) Ministrant werden oder (-) kommen und wir jeden Tag in die Kirche gehen oder so. Also das würde ich nicht machen. Ich würde ihnen halt die Entscheidung geben (-) und sie auch taufen und so (Interviewtext Cecilia 429–434).

Caecilia orientiert ihren Entwurf der erzieherischen Ausgestaltung an dem Erziehungshandeln ihrer Mutter. Damit bringt sie mehrerlei zum Ausdruck. Einerseits sieht sie es als für sich bedeutsam an, ihre Kinder an den Glauben und das Thema Religion heranzuführen. Darüber hinaus empfindet sie den Stil ihrer eigenen religiösen Erziehung als positiv. Bedeutsam ist für sie vor allem, dass die Vermittlung von Religiosität nicht mit Druck und Zwang einhergeht, sondern auf Freiwilligkeit und Eigenentscheidung basiert. Die eigenen Erfahrungen im Feld der religiösen Aneignung werden hier reflektiert und umorganisiert, indem sie aus der Perspektive des eigenen Vermittlungswunsches Betrachtung erfahren. In ähnlicher Weise zeigt sich ein Vermittlungsbestreben gegenüber zukünftigen Kindern bei Leni. Auch sie orientiert ihre Vorstellung von einer geeigneten Form der Vermittlung an ihren eigenen Erfahrungen.

Ähm (-) und ich glaub ich würde, genauso wie meine Eltern, meinem Kind die Wahl überlassen. Ich würde es taufen, also, wenn mein Mann einverstanden wär [Mhm.] und (-) ähm (-) die Wahl überlassen, »möchtest du glauben, oder nicht«. Und (-) würde aber, dadurch, dass ich halt selber auch glaube, ähm (-), mein Kind schon ein bisschen reinziehen so in den Glauben. Ich würde dem nicht, es nicht überzeugen vom Glauben (-), sondern (-), ähm (-) mit zur Kirche nehmen [...] Und (-) ja. Also ich (-), vielleicht auch in einen katholischen, oder einen katholischen Kindergarten, oder katholische Grundschule, so wie ich es war. Ähm (-) meine Eltern hatten zwar nicht die Wahl, in welchen Kindergarten ich gehe, oder halt die Grundschule, weil man muss ja immer die so in

der Nähe nehmen. Aber (-) ähm (-), ja, ich bin irgendwie auch dankbar, dass ich dort auch meinen Weg finden konnte (-) ähm (-), auch wenn nicht alle gläubig waren und (-). Ja, man hat dann trotzdem Gesprächspartner gehabt, ähm, dieselbe Religion und so. (-) Ja (Interviewtext Leni, 602–606; 611–616).

Für sie stellt das elterliche Erziehungswirken in Hinblick auf Religiosität einen ambivalenten Orientierungshorizont dar: Einerseits empfindet sie die Freiheit der Entscheidung als bedeutsam, andererseits hätte sie sich mehr Heranführung und familiäre Zugehörigkeit gewünscht. Sie selbst nimmt sich im Gegensatz zu ihren Eltern vor, Freiwilligkeit im Rahmen von religiöser Verortung zu ermöglichen, während ihre Eltern Freiwilligkeit außerhalb einer religiösen Verortung ermöglichten.

Entschiedenheit zeigt sich bei Stefanie, Cecilia und Leni in einer Haltung religiöser Vermittlung gegenüber realen oder imaginierten Kindern. Während bei Cecilia und Leni auch ein hoher Eigenanteil an Erfahrungen und damit auch an Verarbeitung diese Haltung prägt, nimmt Stefanie eine Haltung ein, die sich in Distanz zum eigenen Erleben an zwei objektiven Handlungsvorhaben orientiert: dem Dasein für das Patenkind und dem kontinuierlichen Nachdenken über die eigene Rolle als Patin.

In allen drei Fällen ist die Diskursivität zwischen Transmission und Machtausübung berührt. Während Stefanie ihre eigene Religiosität für ihr Amt nicht zu der Bezugsgröße erhebt und sich in der offenbarten Haltung nicht in einer transmittiven Rolle gegenüber ihrem Patenkind versteht, besteht sowohl bei Caecilia als auch bei Leni der feste Wunsch, den späteren Kindern die Bedeutung der eigenen Religiosität zu eröffnen, und gleichzeitig das Vorhaben, den Kindern jeweils genug Raum für ihre eigenen Deutungen und Wertungen zuzugestehen. Hier wird in Anfängen verhandelt, wie weit die eigene Entschiedenheit gegenüber Glaube und Zugehörigkeit Entscheidungen für andere legitimiert.

An der Frage nach der Zukunft in Bezug auf Glauben und Kirche wird deutlich, dass Entschiedenheit gegenüber der Kirchenzugehörigkeit mit der Vorstellung eines Fortbestehens von Kirche als Vergemeinschaftungsraum einhergeht. Die und der Einzelne entscheidet frei, welches Maß des gesamten Lebensraums sie oder er diesem Vergemeinschaftungsraum zugesteht. Auch zeigt sich eine Anerkennung von religiöser Praxis als ortsungebundene Beheimatung und somit als identitätsstiftende Größe, während Kirchenräume als ortsgebundene Räume der Gottesbegegnung und als religiöse Glaubens- und Identitätsanker fungieren. Wo eine Entschiedenheit bezüglich des Verbleibs in der Kirche noch nicht gegeben ist, kann das Diskrepanzerleben zu der Institution Kirche und ihrer Lehre beziehungsweise ihrer Agitation nicht durch derartige positive Bezüge aufgelöst oder relativiert werden. Ob zukünftig eine Entscheidung für oder gegen den Verbleib erfolgt, hängt dabei maßgeblich von der Entwicklung der Kirche ab. Entschiedenheit gegenüber der eigenen Religiosität zeigt sich im Blick auf die Zukunft in einer teils imaginierten Rollenannahme: Die eigene religiöse Haltung wird in einer antizipierten Übernahme von Verantwortung gegenüber Heranwachsenden in eine Vermittler:innenrolle eingeschrieben. Diese beginnende Rollenübernahme geht mit einer Selbstverpflichtung ebenso einher wie mit einer Reflexion der eigenen Sozialisation und der Auseinandersetzung mit der Diskursivität von Transmission und Machtausübung, die sich in der Rezipient:innenrolle noch als Diskursivität zwischen übernommener und selbst erarbeiteter Religiosität zeigt. Der Rollenwechsel erfordert insofern einen handlungsparadigmatischen Wechsel, als dass in

der Rezipient:innenrolle das eigen Tun und Erarbeiten von Religiosität weitestgehend als Ideal angesehen wird, in der Vermittler:innenrolle ein zu hohes Eigenengagement aber als Machtausübung negativ bewertet wird. Generell geht der Wunsch, Kindern einen Zugang zu Religiosität vermitteln zu wollen, mit zwei ineinander verwobenen Komponenten einher: Einerseits sollen auch sie zu all den als im eigenen Erleben positiv konnotierten Erfahrungen und Gehalten Zugang finden und andererseits ermöglicht die geteilte Religiosität etwas, das sich in allen Prozessparametern und in allen Interviews als bedeutsam erweist: religiöse Zugehörigkeit.

Und mir ist eigentlich relativ egal, was (--) mein Mann oder meine Frau oder meine Kinder denken. [Mhm.] An was die glauben. Aber (-) ich fände es auf jeden Fall schon schön, wenn sie ungefähr das gleiche glauben würden, wie ich (Interviewtext Julia, 419 ff.).

6.7.3 Übersicht Entscheidung

